

chen, da sie sonst über die gewöhnliche Zeit hinaus schwanger gehen muß. Sie sollte nicht über einen Zaun steigen oder über einen Graben springen, sonst käme das Kind stotternd zur Welt. Sie hüte sich vor dem „Versehen“, d. h., sie müsse sich in acht nehmen, daß sie nicht über einen abscheu- oder grauenerregenden Anblick erschreckt und dabei unvorsichtig einen Teil ihres Körpers berührt. Die Folge davon wäre eine Mißgeburt: Hasenscharten, Wolfsrachen und andere häßliche Tierformen an der Oberhaut. Das Erschrecken vor dem Feuer verursache Muttermale und gäbe dem Kind rote Haare. Aber auch durch unbefriedigte Gelüste könne das Kind schon im Mutterleibe große Nachteile erleiden.

Was wird der Himmel wohl schenken? Einen Knaben – ein Mädchen? Diese Frage stellten sich besonders Neuvermählte oft und gerne. Der Volksglaube weiß auch darauf Bescheid. Bewegt sich die Frucht im Mutterleib zu ungewöhnlichen Zeiten, z. B. beim Beten, Anhören der hl. Messe usw., steht ein kräftiger Junge in Aussicht. Läßt sie aus ihren Brüsten drei Tropfen Milch in ein Glas kaltes Wasser träufeln und sie sinken unter, wird es ein Knabe, schwimmen sie obenauf, ein Mädchen.

Ehe das Kind das Licht der Welt erblickt, trat die Mutter mit zwei weiblichen Wesen in Verbindung, nämlich mit der „Nahderin“, welche das Kindszeug, also Hemd, Jäckchen, Fatschen, Schnuller- oder Dutzlhädnern, besonders aber das Taufzeug, herzurichten hatte, und mit der Hebamme. Diese war immer eine Vertrauensperson, genoß großes Ansehen, ihre Aussprüche fanden ein williges Gehör und wurden in Ehren gehalten. Eine Zeit vor der Geburt mußte man die Hebamme fragen. Das geschah oft heimlich, denn für viele junge Mütter waren diese Dinge fast anrühlich, besonders bei ledigen Müttern. Hausgeburten waren früher allgemein üblich. An die Hebamme wurden dabei große Anforderungen gestellt, zumal das Einsatzgebiet meist sehr groß war und zu Fuß bewältigt werden mußte. Ihre Dienstleistungen endeten mit dem Vorsegnen. Dieselben wurden mit 2 bis 8 Gulden, jedesmal mit einer Haube, einem Goller und dem Hemde, das die Frauen trugen, oder einem neuen und einem Trinkgeld vom Taufpaten entlohnt; überdies erhielt sie noch einen Weitling guter Mehlspeisen und einen Brotlaib mit nach Hause. In vielen Häusern, wo sich der Storch immer wieder einstellte, war die „Wehmutter“, wie die Hebamme auch genannt wurde, bereits eine wohlvertraute Bekannte. Eine gute Hebamme wurde auch zu den Kranken gerufen. Sie mußte oft den Doktor ersetzen, wenn ein Unfall geschah, der Arzt

weit entfernt war und noch dazu das nötige Geld fehlte, um ihn zu bezahlen.

Frühzeitig beschäftigten sich die jungen Eheleute mit dem Gedanken, einen Paten (God, Gödn) für das Kind zu werben. Sie sollten soviel als möglich „ebenbürtig“ sein, dabei hatten „Geldige“ (Reiche) oft den Vorzug. Glaubten sie nun soweit zu sein, daß kein „Korb“ zu erwarten sei, dann trafen sich die Männer im Wirtshaus, wo sie sich versprachen, ihre Kinder gegenseitig aus der Taufe zu heben. Bei Knaben standen meist Männer, bei Mädchen weibliche Wesen als Paten; sie übten dieses Geschäft in der Regel bei allen zu erwartenden Kindern aus. War das Kind geboren, brachte ein Dienstmote die Nachricht davon an den „Göd“. Außereheliche Kindsmütter schickten gewöhnlich die Hebamme oder eine ältere Person zum „Gevatterbitten“, wenn sich nicht jemand aus der Verwandtschaft hiezu herbeiließ.

Stellten sich die Wehen ein, so band die Hebamme unter die Kniebeuge der Kreißenden zur Linderung der Schmerzen einen Schlüssel. Wenn eine Geburt nicht weiterging (die Frauen gebaren oft im Knien, daher der Ausdruck „niederkommen“), mußte die werdende Mutter auf dem Schoß des Mannes sitzen oder lehnen, das hatte eine beruhigende und entspannende Wirkung. Ältere Leute wußten zu erzählen, daß es mit der notwendigen Sauberkeit im Wochenbett nicht immer zum besten bestellt gewesen sei. Die Gebärende lag auf alten Kleidungsstücken, um vor allem die gute Wäsche zu schonen. Auch nahm man ungewaschene Leintücher oder alte Decken. Daß viele Frauen im Wochenbett starben, nahm man als naturgegeben hin und bezog es nicht auf die mangelnde Hygiene. Liest man im Totenbuch der Pfarre nach, immer wieder stößt man auf den Vermerk: „Im Mutterleib abgetauft“, bei Totgeburten oder wenn die Mutter bei der Geburt starb. Daß die Himmelszeichen einen Einfluß auf das Gebären und besonders auf das Kind haben, verstand sich von selbst; so das Zeichen des Krebses und Löwen.

Nach der Geburt wurde das Kind „eingefatscht“, d. h. in Windeln gewickelt, mit Weihwasser besprengt, und ein geweihter Gegenstand wurde unter das Kopfkissen gelegt. Fatschen waren breite, feste, durchwirkte oder sogar gestickte Bänder, für die Buben blaue, für die Mädchen rosarote, meistens aber weiße für beide Geschlechter. Manchmal vertauschte man aus abergläubigen Ängsten heraus die Farben. Diese Fatschen wurden später viel bekrittelt. Arme und Beine wurden so fest an den Körper gewickelt, daß keinerlei Bewegungsfreiheit gegeben war. Damit wollte man das Kind vor Verkrüppelung, Rachitis und Verkrümmung der Wirbelsäule bewah-